

ELLY BLAKE

FIRE
&
FROST

VOM EIS BERÜHRT

Band 1

Aus dem amerikanischen Englisch
von Yvonne Hergane

Ravensburger Buchverlag

1

Ich bot dem Feuer meine Hand.

Funken sprangen aus der Feuerstelle auf meine Finger über, Hitze, die von Hitze angezogen wurde, und glitzerten wie flüssige Edelsteine auf meiner Haut. Mit der freien Hand zog ich einen Eimer mit schmelzendem Schnee heran und rutschte auf Knien ein Stück näher, bereit, mich damit abzulöschen, falls die Funken zu etwas Größerem aufflammten sollten.

Was genau meine Absicht war.

Die Wintersonnenwende war zwar noch sechs Wochen entfernt, doch mein Dorf, das sich hoch in den Bergen befand, lag schon lange unter einer dicken Schneedecke verborgen. Die Gabe einer Fireblood könne man nur in der Kälte wirklich prüfen, hatte Großmutter immer gesagt. Aber dann war sie gestorben, ohne mir mehr als die Grundlagen ihres Könnens beizubringen. Und Mutter hatte mir das Versprechen abgenommen, selbst dieses geringe Wissen niemals, niemals anzuwenden.

Es war ein Versprechen, das ich nicht halten konnte. Falls die Soldaten des Königs mich entdeckten, war es da nicht besser, wenn ich mit meiner Hitze umzugehen wusste?

Ich schloss die Augen und konzentrierte mich auf meinen Herzschlag, zwang die aufkeimende Wärme nach oben und hinaus, so wie Großmutter es mir gezeigt hatte. Wenn ich es richtig machte, würden die grellen Funken auf meiner Hand sich in winzige Flammen verwandeln.

Komm schon, glühe, glühe ...

So viele Jahre hatte man mir eingebläut, mein Feuer zu unterdrücken, es geheim zu halten, es unsichtbar zu machen, sodass ich jetzt jedes Mal Mühe hatte, es in mir zu finden. Aber da war es, ein kleiner, wirbelnder Feuerfaden. Ich drängte ihn voran, zunächst widerstand er, aber dann wuchs er doch, ein bisschen und noch ein bisschen.

Das ist es. Ich hielt den Atem an aus Angst, den Bann zu brechen.

Ein eisiger Windhauch peitschte mir die Haare ins Gesicht. Die Funken auf meiner Hand erstarben, eilig flüchtete sich das Flämmchen zurück in mein Herz.

Mutter schlug die Tür zu und stopfte die Quiltdecke wieder in den Spalt darunter, wobei ihre zartgliedrige Gestalt unter dem Umhang erschauerte. »Furchtbar frostig da draußen. Ich bin bis auf die Knochen durchgefroren.«

Angesichts ihres Zitterns rutschte ich beiseite und gab den Blick auf das flackernde Feuer frei. »Ich dachte, du solltest einem Kind auf die Welt helfen.«

»Die Zeit war noch nicht reif.« Beim Anblick der hohen Flammen riss sie die Augen auf, dann kniff sie sie gleich wieder zu schmalen Schlitzern zusammen.

»Es war so kalt«, sagte ich mit einem entschuldigenden Achselzucken, und meine Freude schmolz dahin.

»Ruby, du hast *doch* geübt.« Ich kannte diesen enttäuschten Unterton in ihrer Stimme. »Wenn jemand beobachtet, was du da tust, wenn

auch nur ein einziger Mensch das sieht ... Die hetzen dir die Soldaten des Königs auf den Hals. Der verregnete Sommer, die magere Ernte ... Die Menschen hungern und würden alles tun, um zu überleben – auch eine Belohnung kassieren, indem sie jemanden wie dich ausliefern.«

»Ich weiß, ich weiß. Du musst es mir nicht immer wieder sagen.«

»Warum tust du es dann immer wieder? Wir haben es schon schwer genug, auch ohne dass du ständig versuchst, deine Gabe einzusetzen.« Sie deutete auf einen Haufen halb verbrannter Fetzen. Auf dem Boden waren immer noch mehrere Brandflecken zu sehen.

Meine Wangen glühten. »Tut mir leid, dass ich neulich mal wieder die Beherrschung verloren habe. Aber Mutter – heute hab ich es fast geschafft, die Flamme unter Kontrolle zu halten!«

Sie schüttelte den Kopf so heftig, dass ich wusste, es hatte keinen Sinn, sie überzeugen zu wollen. Ich schlang mir die Arme um den Oberkörper und wippte beruhigend vor und zurück. Irgendwann streckte Mutter eine Hand aus und strich mir langsam eine Haarsträhne aus dem Gesicht. *Sei froh, dass du schwarze Haare hast und nicht die roten Flammen einiger anderer Firebloods*, sagte sie immer. Meine Haut mochte für ein Kind des Nordens einen Tick zu sonnengebräunt sein, aber hier, in diesem verschlafenen Nest, in dem niemand über besondere Kräfte verfügte, weder über das Eis noch über das Feuer, hier sah keiner so genau hin.

»Ich weiß, dass deine Gabe ein Teil von dir ist«, sagte Mutter sanft. »Aber ich liege jede Nacht wach und mache mir Sorgen. Wie sollen wir dein Geheimnis wahren, wenn du dein Feuer immer wieder entfesselst, obwohl du weißt, wie schnell es sich verselbstständigen könnte?«

Diese Frage stellte sie mir immer und immer wieder, seit Monaten, seit ich entschieden hatte, mit dem Üben anzufangen. Und ich hielt darauf immer dieselbe Antwort parat. »Wie soll ich lernen, das Feuer zu

beherrschen, wenn ich es nie entfessele? Und wenn wir hier nicht sicher sind, warum können wir dann nicht an einen anderen, sicheren Ort ziehen?«

»Fang nicht wieder damit an. Du weißt doch, dass wir es nicht einmal bis zur Grenze schaffen würden. Und selbst wenn, wären wir dort nur zwischen den Fronten.«

»Die Küste ...«

»Wird inzwischen schwer bewacht.«

»Wir hätten schon vor Jahren aufbrechen sollen«, sagte ich verbittert. »Wir hätten nach Sudesien gehen sollen.«

Mutter wich meinem Blick aus. »Aber wir sind nun mal geblieben, und es hat keinen Sinn, mit der Vergangenheit zu hadern.« Sie seufzte, als sie den dezimierten Haufen Kienspäne sah. »Ruby, war es wirklich nötig, die Hälfte unseres Holzvorrats aufzubrauchen?«

Ich schluckte mein schlechtes Gewissen herunter. »Ich lege jetzt nichts mehr nach, ja?«

»Dann werden wir frieren, sobald das Scheit abgebrannt ist.«

»Ich halte dich warm. Hier, du kannst neben mir schlafen.« Ich klopfte auf meine Matratze, die ich näher ans Feuer gezogen hatte, gerade mal außerhalb der Reichweite fliegender Funken.

Mutters Blick wurde weicher und ein Lächeln umspielte ihre Lippen. »Du bist besser als jedes Feuer. An dir verbrenne ich mich nicht, egal wie nahe ich heranrutsche.«

»Genau. Eine Fireblood-Tochter zu haben kann nämlich sehr nützlich sein.«

Sie lachte auf, und mein Herz hüpfte vor Freude.

»Dafür bin ich auch sehr dankbar, glaub mir.« Sie zog mich an sich heran und keuchte lachend auf, als sie die Hitze spürte, die in Wellen aus mir herausströmte. »Als würde man ein gekochtes Hähnchen

umarmen. Du solltest einen Spaziergang machen, um dich etwas abzukühlen. Vielleicht kannst du ja ein paar Zweige auftreiben, um unseren Holzvorrat wieder aufzustocken.«

Ich schob mich zwischen Schneewehen hindurch, und der Schnee zischte, wenn er oberhalb meiner Stiefel an meinen Schienbeinen zerschmolz. Von Südwesten her heulte der Wind, zerrte mir die Kapuze vom Kopf und zerzauste mir mit nach Kiefernadeln duftenden Fingern die Haare. Die Luft war bitterkalt, aber meine Haut war immer noch wesentlich heißer als sonst nach einer Übungsstunde. Mutter hatte mir zwar aufgetragen, Holz zu suchen, aber der Hauptzweck dieses Spaziergangs lag darin, mich abzukühlen – hier und jetzt, in der Sicherheit der dunklen Winternacht.

Es war nicht das erste Mal, dass ich mich so spät in den menschenleeren, schneeverhangenen Wald hinausschlich, um meine Hände in ein hastig zusammengeschustertes Feuer zu rammen im verzweifelten Versuch, über die Flammen zu herrschen. Aber mehr als mir den Mantelsaum zu versengen war mir bisher nie gelungen.

Ich sammelte eine Handvoll kleiner Zweige und fasste sie locker zusammen. Der Wald hielt den Atem an, nur das Rauschen des Windes in den Baumwipfeln zerschnitt die gespenstische Stille. Normalerweise kam nie jemand hierher, aber ich sah mich trotzdem hastig nach allen Seiten um, und in meinen Ohren rauschte mein Herzschlag. Dann schloss ich die Augen und hielt in meinem Inneren Ausschau nach dem winzigen Feuerfaden, den ich vorhin schon einmal gespürt hatte. In meinen Händen wurden die Zweiglein warm.

Der Wind wechselte die Richtung, rollte von Norden heran, die Überreste eines nasskalten Wintersturms im Schlepptau. Fröstelnd umklammerte ich die Zweige fester, kämpfte gegen die Kälte an, die

durch meine Poren hereinsickerte und mir die Hitze aus dem Leib zog.

Plötzlich dröhnten aus der Ferne Schritte durch den Wald.

Ich ließ die Zweige fallen und kletterte auf einen Felsen, wobei schwere Schneeklumpen nach allen Seiten herunterkatschten. Nach Nordwesten hin verwandelte sich der Pfad in einen Hohlweg, der vor Schnee-Einfall geschützt war. Nur noch wenige Augenblicke, dann würde ich sehen, wer sich da näherte, ohne meinerseits gesehen zu werden.

Als Erstes kam eine Kapuze in Sicht, dann blitzte ein Metallhelm zwischen den vom stählernen Himmel grau gewaschenen Baumstämmen auf. Blaue Tuniken erschienen im grellen Weiß der Waldlandschaft.

Soldaten! Sie zerschnitten die Stille mit ihren schweren krachenden Schritten und ihren durchdringenden Stimmen.

Das Blut rauschte in meinen Adern, meine Angst erblühte als Hitze, die mich von oben bis unten durchströmte.

Tausendmal hatte man mich vor den Soldaten des Königs schon gewarnt, aber ich hatte mich immer damit beruhigt, dass unser Dorf zu unbedeutend war und zu weit oben in den Bergen lag, um nach Firebloods durchsucht zu werden. Vielleicht waren die Männer ja nur auf dem Rückweg von einer Reise in den unwirtlichen Norden. Aber unsere Hütte lag genau an dem Pfad, auf dem sie unterwegs waren. Es würde ein Leichtes für sie sein, dort haltzumachen, um unsere Vorräte zu plündern oder die Nacht zu verbringen. Und wir konnten es nicht riskieren, sie so in meine Nähe zu lassen, dass sie die Hitze spürten, die von meiner Haut ausging.

Ich glitt vom Felsen herunter und stürmte nach Hause. Mit pfeifendem Atem schoss ich an Bäumen und Sträuchern vorbei, nutzte das

dichte Unterholz und meine Kenntnis von der Landschaft, um unbe-
merkt heimzukommen.

Als ich ins Haus kam, saß Mutter am Feuer. Ihr langer Zopf hing
über die Lehne des aus Baumrinde geflochtenen Stuhls herab.

»Soldaten!«, keuchte ich, griff nach ihrem dicken Mantel, der immer
noch am Feuer trocknete, und warf ihn ihr zu. »Im Wald. Wenn sie hier
haltmachen ...«

Mutter starrte mich nur eine Sekunde sprachlos an, bevor sie sich in
Bewegung setzte. Sie schnappte sich einen Tuchfetzen, packte etwas
trockenen Käse und Brot hinein, dann taumelte sie zu dem narben-
übersäten Holztisch, auf dem Heilkräuter in der Wärme der Glut trock-
neten. Viele Stunden hatten wir damit verbracht, die kostbaren Heil-
pflanzen zu sammeln, und weder Mutter noch ich brachten es über
uns, sie hier zurückzulassen. Hastig wickelten wir sie in kleine Stoff-
reste und steckten sie ein.

Aber wir waren noch nicht fertig damit, als die Tür krachend aufflog
und ein Luftzug die restlichen Kräuter vom Tisch fegte. Zwei Männer
tauchten in der verschneiten Dunkelheit auf. Ein weißer Pfeil zierte
ihre blauen Tuniken.

»Wer von euch ist die Fireblood?« Die zusammengekniffenen Augen
des Soldaten wanderten zwischen Mutter und mir hin und her.

»Wir sind beide Heilerinnen.« In Mutters Stimme lag Angst.

Einer der Männer stapfte mit ein paar großen Schritten auf mich zu
und packte mich bei den Armen. Mein Magen rebellierte wegen der wi-
derlichen Mischung aus altem Schweiß und fauligem Atem. Der Soldat
ließ eine kalte Hand in meinen Nacken gleiten. Ich hätte ihn am liebs-
ten gebissen, geschlagen, getreten, mit den Fingernägeln aufgeschlitzt,
alles, nur um seine Hand loszuwerden, aber das Schwert an seinem
Gürtel zwang mich stillzuhalten.

»Ihre Haut ist brennend heiß«, sagte er und kräuselte die Oberlippe.

»Sie hat Fieber«, erwiderte Mutter verzweifelt.

Ich holte bebend Luft. *Versteck deine Hitze. Unterdrücke sie. Beruhige dich.*

»Du wirst dich anstecken«, sagte ich und versuchte, das Zittern in meiner Stimme zu verbergen.

»Mit dem, was du hast, kann ich mich nicht anstecken.« Der Mann umklammerte mit einer Hand meinen Arm und zerrte mich zur Tür. Ich wand mich in seinem Griff, trat um mich und kippte dabei einen Eimer mit roten Beeren um, die ich noch kurz vor dem Schnee-Einbruch gesammelt hatte. Wie Blutstropfen rollten sie über den Boden und wurden unter den Stiefeln des Soldaten zerquetscht, als er mich ins Mondlicht hinausschleifte.

In meiner Brust stieg der Druck an. Es war, als wäre das Feuer aus dem Kamin unter meine Rippen gekrochen und drängte jetzt nach draußen. Großmutter hatte mir das Gefühl einmal beschrieben, aber bisher hatte ich es noch nie selbst erlebt. Es stach und brannte und presste von innen so heftig gegen meinen Brustkorb, dass ich mir am liebsten die Haut heruntergerissen hätte, um es freizusetzen.

Der Schmerz wuchs immer weiter an, bis ich schon dachte, er würde mich umbringen. Ich schrie auf – und ein Schwall brennend heißer Luft umschloss plötzlich meinen Angreifer. Er ließ mich los und stürzte unter Schmerzensschreien zu Boden.

Ich stolperte in unsere Hütte hinein, wo Mutter sich gegen den zweiten Soldaten wehrte, der sie zur Tür zu zerren versuchte. Ich griff nach einem Holzsplitter vom Stapel und ließ ihn mit Wucht auf den Hinterkopf des Mannes krachen. Er kippte zur Seite und blieb reglos liegen.

Ich nahm Mutter bei der Hand, und gemeinsam stürzten wir in die

Nacht hinaus. Der Soldat, den ich verbrannt hatte, kauerte immer noch auf allen vieren am Boden und drückte sich Schnee ins Gesicht.

Wir schoben uns so schnell wie möglich durch das dichte Unterholz, weg von unserem Häuschen, weg von dem einzigen Ort, der uns Wärme und Sicherheit geboten hatte, und mit jedem Schritt umwölkten die Angst und die Ratlosigkeit meine Gedanken und machten meinen Kopf so taub wie meine Finger. Ich musste Mutter von hier wegbringen, irgendwohin, in Sicherheit. An einer Weggabelung zog ich sie nach rechts zum Wald hin, wo wir uns zwischen den Kiefern verstecken konnten, die dort so dicht wuchsen, dass nicht einmal der Schnee zum Boden gelangte.

»Zu kalt«, protestierte Mutter keuchend und zerrte an meiner Hand.
»Kein Schutz. Ins Dorf.«

Wir stürmten an Höfen und Häusern vorbei, duckten uns in den Schatten, bis Mutters Schritte immer langsamer wurden. Durch die Schneewehen, die sich wie eisige Wellen über den Pfad ergossen hatten, musste ich sie regelrecht hindurchschieben. Als wir uns in den Schatten neben der Schmiede zwängten, sah ich mehrere orangerote Lichter, die auf dem Dorfplatz auf und ab wippten.

»Fackeln«, raunte ich und brachte Mutter mit einem Zug am Arm zum Stehen.

Alles kam mir auf einmal so unwirklich vor. Seit ich zurückdenken konnte, war ich mindestens einmal in der Woche ins Dorf gekommen, nicht nur um Essen und Vorräte zu kaufen, sondern um auch mal der Einsamkeit unserer abgelegenen, winzigen Hütte zu entkommen, um mit anderen Menschen ein Lächeln oder Kopfnicken zu wechseln, um frisch gebackenes Brot zu riechen und manchmal sogar einen Hauch von dem Rosenwasser, das einige der Ehefrauen und Töchter der Ladenbesitzer trugen. Zwar konnte ich im Dorf niemanden wirklich als

Freund bezeichnen, doch gab es durchaus einige, die meinen Gruß erwiderten oder die gern ein Fläschchen Stärkungsmittel von meiner Mutter in Empfang nahmen, weil ihr Vater, ihr Kind, ihre Schwester krank geworden war.

Nun war meine heile Welt in tausend Scherben zersprungen, wie ein Glas, das auf dem Steinfußboden zerschellte, und alles Vertraute war unwiederbringlich verloren. Vom Dorfplatz schlug uns ein fremder, falscher Geruch entgegen nach säuerlichem Fackelrauch und den Ausdünstungen zu vieler kaputt gerittener Pferde samt ihren ungewaschenen Reitern.

Wir wirbelten herum und wollten uns durch den schmalen Spalt zwischen zwei Häusern hindurchquetschen, doch schon tauchten drei Soldaten wie Schreckgespenster aus der Finsternis auf und fingen uns ein, bevor wir recht wussten, wie uns geschah. Wortlos wurden wir zum Dorfplatz gezerrt, wo die Leute sich in Grüppchen versammelt hatten, mit vor Angst und Bestürzung verzerrten Gesichtern, als wären sie eben erst aus ihren Betten gescheucht worden. Ich wehrte mich, suchte verzweifelt nach einem Ausweg, aber selbst wenn mir die Flucht gelingen wäre, wie hätte ich Mutter allein zurücklassen können? Reglos und stumm stand sie neben mir.

»Ist dies das Fireblood-Mädchen?« Der Mann war groß gewachsen, mit scharfen Wangenknochen und einem sandfarbenen Bart, und ein harter Befehlston schwang in seiner Stimme mit. Blank polierte Knöpfe glänzten an seinem Mantel.

Ich musterte die vertrauten Gesichter der Leute aus meinem Dorf. Graham, der Müller, mit seiner Tochter Flax. Die drei Bauern Tibald, Brecken und Tom mit ihren Frauen Gertie, Lily und Melody. Sie alle waren schon zu meiner Mutter gekommen, als Krankheiten sie plagten, hatten aber sicher keine Ahnung von meiner Gabe. Ich hatte immer gut

aufgepasst, dass ich für sie nie etwas anderes war als eine gewöhnliche Nachbarin.

Ein Junge, etwa in meinem Alter, trat einen Schritt vor. Mir sank das Herz, als ich Clay erkannte, den ältesten Sohn des Fleischers. Beim Erntedankfest hatte er mich, während das ganze Dorf um das Feuer herum tanzte, zur Seite genommen, und seine Hand hatte in meiner gezittert, als wir uns im Schutz der Dunkelheit küssten. Bei der Berührung meiner heißen Lippen war er erstaunt zurückgezuckt, doch er hatte meine Hand nicht losgelassen. Seitdem warfen wir einander immer wieder verstohlene Blicke zu, wenn ich die Fleischerei seines Vaters betrat.

»Das ist sie, Hauptmann«, sagte Clay mit bebenden Lippen. »Sie hat meinen Bruder umgebracht.«

Mutter keuchte auf und drückte meine Hand. Mir war, als wäre mein ganzer Körper mit einem Schlag taub geworden.

Vor einigen Wochen war meine Mutter von Clays Vater gerufen worden, weil sein neugeborener Sohn einfach nicht trinken wollte. Als sie dort ankam, war die Haut des Babys schon ganz kalt. Mutter versuchte es mit jeder Salbe und jedem Trank, den sie kannte, schließlich ließ sie mich nachkommen in der Hoffnung, dass meine Hitze das Kind wieder aufwärmen könnte. Aber das Baby war trotzdem gestorben. Drei Tage lang hatte ich damals nicht aufhören können zu weinen.

»Du weißt, dass das nicht stimmt«, raunte ich Clay zu. »Ich hab versucht, ihn zu retten.«

»Fireblood!«, schrie Clays Vater. »Du hast das Unglück über uns alle gebracht!«

Ich schüttelte ungläubig den Kopf. »Clay? *Du* hast die Soldaten auf mich gehetzt?«

Clay verzog das Gesicht, gab aber keine Antwort, sondern wandte sich nur schweigend ab.

Wie auf einen unausgesprochenen Befehl hin zogen sich die Dorfbewohner zurück, während die Soldaten näher rückten. Innerhalb weniger Sekunden standen nur meine Mutter und ich noch da, zwei zitternde, von lodernnden Fackeln umringte Frauen.

»Es gibt nur einen Weg, die Wahrheit herauszufinden«, sagte der Hauptmann und streckte mit einem sichtlichen Freudenfunken in den kalten Augen die Fackel nach vorn. »Firebloods verbrennen nicht.«

»Mutter, zurück!« Ich schubste sie zu Boden.

Die Fackeln, sechs oder sieben an der Zahl, kamen von allen Seiten näher, und ich spürte ihre Hitze auf meinem Gesicht. Von einer sprangen Funken auf mein Kleid über. Flammen fraßen sich durch den Stoff und brüllten in meinen Ohren. Meine Haut war glühend heiß, aber sie verbrannte nicht.

Der Hauptmann trat vor, und als er nach seinem Schwert griff, stürzte Mutter sich auf ihn. Sie fuhr mit den Fingernägeln über sein Gesicht, sodass ihm das Blut die Wangen hinabrann. Ich wollte sie zurückreißen, aber als ich nach vorne hechtete, rammte der Hauptmann seinen gestiefelten Fuß gegen meine Brust. Atemlos stürzte ich zu Boden, und das Feuer, das an meinen Kleidern leckte, verdampfte zischend im Schnee.

Während ich mich mühsam aufrappelte, hob der Hauptmann mit einer beinahe trägen Armbewegung das Schwert. Dann ließ er den Griff mit einem Übelkeit erregenden Krachen auf Mutters Kopf heruntersausen.

Wie eine zerbrochene Puppe fiel sie in sich zusammen. Ihr Haar lag auf dem Schnee ausgebreitet, wie mit Kohle hingemalt, ihr langer, wunderschöner Hals war seltsam verbogen, wie ein welker Blumenstängel.

Ich kroch zu ihr hin, packte sie bei den Schultern, rief ihren Namen.

Meine Hände flogen zu ihrer Brust, ihrer Kehle, suchten nach dem Herzschlag, stark und gleichmäßig, wie er es immer gewesen war. Aber da war nichts.

Die Welt gefror zu Eis.

Nein. Nein. Nein.

Das kleine Feuerfädchen in meiner Brust wurde zu einem Inferno, viel zu stark, um es noch kontrollieren zu können. Und wozu hätte ich mich jetzt auch noch beherrschen oder meine Gabe verbergen sollen? Ich atmete tief ein, sog die Luft aus dem Himmel, aus den Bäumen, aus der Welt. Der Wind schien sich um mich zu drehen, als wäre ich das Auge des Sturms.

Und dann atmete ich aus.

Die Flammen, die meinen Körper bedeckten, explodierten als ohrenbetäubendes, wirbelndes Feuerrad nach allen Seiten. Vor meinen umnebelten Augen stürzten von Panik ergriffene, sich windende Soldaten zu Boden, schoben verzweifelt Hände und Gesichter in den Schnee.

Die stumme Gestalt meiner Mutter lag immer noch hinter mir, die Glieder merkwürdig verdreht. Ich streckte die Arme nach ihr aus, wollte sie an mich ziehen, aber schon packten mich mehrere Hände bei den Schultern. Ich schlug mit den Fäusten nach ihnen und suchte in meinem Inneren nach der Flammenquelle, die sie alle vernichten sollte.

Aber die Hitze erstarb schlagartig, als sie mich in eine Pferdetränke warfen. Mein Körper durchbrach die dicke Eisschicht, die sich auf dem Wasser gebildet hatte, wie Nadeln bohrte sich die Kälte in meine Haut. Die Wände aus grob gezimmertem Holz drückten mir in die Seiten. Ich stemmte mich hoch, die Brust bis zum Bersten mit dem Schmerz der Kälte gefüllt, wurde aber gleich wieder nach unten gestoßen. Mit star-

ren Fingern umklammerte ich den Rand der Pferdetränke, die Nägel tief ins Holz gekralte.

Schließlich zerrte mich jemand wieder heraus. Ich würgte und spuckte und atmete gierig die eisige Luft.

Der Hauptmann war in ein flackerndes orangefarbenes Licht getaucht, als er sich zu mir herunterbeugte. Er griff mir in die dampfenden Haare und schob sein Gesicht ganz nah an meins heran. Auf seinen krebsroten Wangen hatten sich Brandblasen gebildet.

»Für das, was du mir und meinen Männern angetan hast, wirst du bitter büßen! Du und dein ganzes Dorf, ihr werdet dafür bezahlen!«

Schon loderten hinter ihm Flammen auf, aus den Geschäften und Wohnhäusern drang schwarzer Rauch. Einige Dorfbewohner versuchten, sich den Soldaten in den Weg zu stellen, die ihre Fackeln an Wänden und Wagen und Holzstapeln lecken ließen, wobei sie johlten und jubelten, als wäre das alles ein großer Spaß. Ihre Stimmen mischten sich mit den Schreien der Leute, die zusehen mussten, wie ihr ganzes Hab und Gut niedergebrannt wurde.

Zorn mischte sich in meine Todesangst, brachte mein Blut zum Kochen und das Wasser in der Tränke zum Dampfen.

»Eine gerechte Strafe dafür, dass sie eine Fireblood beherbergt haben, findest du nicht?«, zischte der Hauptmann, und seine Augen funkelten teuflisch.

Alle, alle würden meinetwegen leiden.

»Für das, was ihr in dieser Nacht getan habt, werde ich dich töten«, flüsterte ich mit letzter Kraft.

Die Flammen warfen gespenstische Schatten auf sein schmieriges Grinsen. »Bindet sie an ein Pferd. Wir schaffen sie ins Blackcreek-Gefängnis.«

»Aber Hauptmann«, wandte einer der Soldaten ein. »Ihre Hitze ...«

»Dann schlag sie eben bewusstlos.«

Ein scharfer Schmerz spaltete meinen Hinterkopf. Das Letzte, was ich sah, bevor die Welt in Schwarz versank, war der weiße Pfeil auf der Brust des Hauptmanns.

Das Zeichen des Frostkönigs.

2

Fünf Monate später

Die Stiefelschritte schlurften schwerfällig heran, ein Zeichen dafür, dass die Wachen schon ziemlich tief ins Glas geschaut hatten. Die Sonne war gerade untergegangen, durch das winzige vergitterte Fenster drang nur noch ein schwacher rötlicher Schein in den Raum.

»Aufstehn, aufstehn, du kleine Drecksgöre!«

Ich lag in meiner üblichen Position da, die Knie angezogen, die Arme um den Oberkörper geschlungen, um meine Körperwärme festzuhalten, die der steinerne Boden so gierig aufzog. Als ich mich langsam aufsetzte, schlug meine Fußfessel klirrend gegen die Eisenkette. Drei Gesichter stierten durch die Gitterstäbe zu mir herein.

»Wie spät isses?«, lallte Bragger, eindeutig betrunken.

»Höchste Zeit für dich, zu deiner Baracke abzuziehen«, erwiderte ich mit einer Stimme, die heiser war vor Durst.

Er verzog das Gesicht zu einem schmierigen Lächeln. »Wie gefällt dir dein neues Schmuckstück?«

Ich schaute auf meine graue Fußfessel herunter. »Ich glaube, es passt nicht ganz zu meinem Kleid.«

Er schnaubte. »Wieso, is doch genauso schmutdelig wie alles andere an dir. Und wie fühlt sich's an?«

»Überflüssig.«

»Dann hassu also nicht vor, deine Hitze so schnell wieder einzusetzen?«

»Kommt drauf an, ob du vorhast, deine besondere Aufmerksamkeit wieder mal einem der anderen Insassen zukommen zu lassen.«

Ein paar Wochen zuvor hatten Bragger und seine bierseligen Kumpane beschlossen, dass ihnen der hohle Husten des alten Mannes aus der Zelle neben mir lange genug auf die Nerven gegangen war. Seine Hilfeschreie waren durch die vielen Schichten aus Taubheit gedrunge, die ich mir zugelegt hatte, um das alles hier ertragen zu können. Obwohl das verdorbene Essen und der Schmutz hier im Gefängnis mich krank und schwach gemacht hatten, war ich in der Lage gewesen, einen Arm durch die Gitterstäbe zu strecken und Bagger einen hübschen kleinen Hitzschlag auf den bloßen Unterarm zu verpassen. Daraufhin hatten sie aufgehört, den alten Mann zu verprügeln, doch er war noch in der folgenden Nacht gestorben. Als Belohnung für meine Einmischung hatte ich seine Fußfessel geerbt.

»Geht dich alles nix an, du feurige Filzlaus«, sagte Bragger. »Vielleicht wenden wir uns ja nächstes Mal gleich dir zu. Wenn wir mit dir fertig sind, hältst du nich mal mehr einen Tag durch.«

Mir drehte sich der Magen um, aber nach außen hin gab ich mich aalglat. »Das versprichst du mir doch schon seit Monaten, aber ich bin immer noch da. Kann es sein, dass ihr mich irgendwie ins Herz geschlossen habt? Dein Kumpel Templeton lässt mir inzwischen sogar Extrarationen zukommen.«

Templeton, der Kleinste und Stillste der drei, wollte schon protestieren, aber Bragger grinste nur. »Du willst uns doch nur gegeneinander

aufhetzen, damit wir von dir ablassen. Darauf fall ich nicht mehr rein. Also noch mal, du kleines Dreckstück: Wie spät isses?»

»Die perfekte Zeit, um euch alle zu Asche zu verbrennen.«

Dass ich die Worte laut ausgesprochen hatte, wurde mir erst klar, als er auflachte. »Wenn du dazu noch genug Feuer im Leib hättest, dann hättest du das längst getan. Aber nur für alle Fälle – Rager, hast du den Eimer?«

»Klar«, sagte Rager und zog den Blecheimer scheppernd an den Gitterstäben entlang.

Ein Schlüssel klackte im Schloss, dann schwang die Tür auf.

»Wie spät isses?«, wiederholte Bragger, und seine tiefgrollende, ernste Stimme verriet mir, dass es nur noch schlimmer werden konnte, wenn ich jetzt nicht mitspielte.

Ich biss die Zähne zusammen. »Die perfekte Zeit, mich zu begießen.« Sein grinsendes Gesicht war eine Fratze grausamer Vorfreude.

Ich tat mein Bestes, ruhig zu bleiben und nicht zurückzuweichen. Aber ich konnte dennoch nicht verhindern, dass ich zusammenzuckte, als das eiskalte Wasser mich traf und zischend auf meiner Haut verdampfte. Die Wachmänner bogen sich vor Lachen.

»Immer wieder ein tolles Schauspiel«, johlte Bragger und verpestete die Luft vor meinem Gesicht mit seinem fauligen Atem. »Ein Dampfkessel in Gestalt von nem Mädchen. Was wohl passieren würde, wenn wir den ganzen roten Tee aus ihr herausquetschen?«

Langsam strich ich mir eine triefnasse Strähne aus dem Gesicht. Wachsam verfolgte er meine Bewegung.

»Ich hab keine Angst vor dir«, keifte er. Aber dann hielt er doch Abstand, als Rager vortrat und mir einen neuen Schwall Wasser ins Gesicht schleuderte, diesmal voller Eisklumpen, die mir die Wangen aufschlitzten und sich in meinen Haaren verfangen. Ich keuchte auf und

wünschte, ich könnte den Dampf, der die Männer so entzückte, zurückhalten. Aber ohne den Dampf hätten sie auch keine Angst vor mir. Und ich hatte mehr als einmal erlebt, was sie den Gefangenen antaten, vor denen sie keine Angst hatten.

Die dritte Eimerladung klatschte mir gegen den Rücken. Ich begann zu zittern.

»Keine Ahnung, warum der Scharfrichter dich nicht schon längst geholt hat«, sagte Bragger. »Aber das ist nur eine Frage der Zeit.«

Er stieß mir in die Schulter, sodass ich das Gleichgewicht verlor. Sekunden später verließen sie meine Zelle. Ich rollte mich in einer Ecke zusammen, während die Tür krachend ins Schloss fiel und das Gelächter der drei Wachmänner langsam auf dem Flur verklang.

Ich bin so kalt wie die Gefängnismauern. Ich spüre nichts mehr.

Das Eis knackte wie brechende Knochen.

Mit einem Schlag wachte ich auf und mein Herz raste. Eine dunkle Gestalt, seltsam und nicht menschengleich, hatte sich über mich gebeugt und mir glühend heiß die Wange gestreichelt. Ich blinzelte den Traum beiseite und sah wieder meine vertraute Zelle vor mir.

Der Frost hatte das Gefängnis in eine weiße Welle getaucht, hatte Steinmauern mit Eis überzogen und war in jede Ritze und jedes Schlüsselloch gekrochen. Das gefrorene Wasser hatte den Boden um mich herum spiegelglatt werden lassen und war in Form von glitzernden Kristallen bis auf wenige Zentimeter an mich herangekrochen, sodass ich nur noch auf einer Insel blanken Steins kauerte.

Stiefelschritte näherten sich über den Gang und hielten vor meiner Zelle an. Ich unterdrückte ein Stöhnen. *Nicht schon wieder. Bitte heute keine Wachen mehr.*

Aber Wachen rochen nicht nach geöltem Leder und Seife. Als ich

aufblickte, stand eine große Kapuzengestalt vor meiner Zelle und hielt eine Fackel in der rechten Hand. Mein Rücken versteifte sich, in meinem Nacken richteten sich die Härchen auf.

Eine zweite Gestalt mit Kapuze gesellte sich zur ersten. Sie war kleiner und stützte sich auf einem Gehstock ab, der bei jedem Schritt auf dem Boden klackte. Ein kurzer weißer Bart hing über den Kragen des Gewandes.

»Bist du gewiss, dass sie es ist?«, fragte dieser Mann leise, und seine gewählte Sprechweise wirkte unpassend an diesem von Mördern und Dieben bewohnten Ort.

»Schau«, sagte die andere Gestalt, deren Stimme tiefer und kräftiger klang. »Siehst du, wie das Eis sich weigert, sie zu berühren?« Er holte tief Luft und stieß sie dann kraftvoll aus. Sofort verwandelte sich die Luftfeuchtigkeit in meiner Zelle in Eiskristalle, die auf mich herabrieselten und verdampften, sobald sie auf meine Haut trafen.

Ich riss entsetzt die Augen auf und biss mir auf die Unterlippe, um nicht zu stöhnen. Das also waren Frostbloods, deren Gabe das genaue Gegenteil der meinen war. Ich versuchte, meine Angst zu verbergen und meinen Atem ruhig zu halten.

»Siehst du?« Seine Stimme war tief, aber triumphierend.

»Setz dich auf, Kleines«, sagte der kleinere Mann und klackerte mit seinem Gehstock an die Gitterstäbe, als würde er an meine Tür klopfen. »Wir wünschen mir dir zu sprechen.«

Ich regte mich nicht. Konnten die nicht einfach wieder verschwinden und mich in Ruhe lassen? So eine Angst hatte ich seit dem Tag nicht mehr gehabt, als die Soldaten ins Dorf gekommen waren. Schon die Wachen konnten mir das Leben zur Hölle machen, obwohl sie keine Gabe besaßen. Und zumindest hatten sie Angst vor meinem Feuer. Aber was konnte mir ein Frostblood alles antun?

»Mach schon!«, sagte der größere Mann, der sich breitbeinig vor dem Gitter aufgebaut hatte. »Setz dich auf, sonst suche ich mir einen Eimer Wasser, und dann schauen wir mal, wie du zitterst.«

Der Widerwille erhitzte meine Haut und ich richtete mich auf.

Der ältere Mann trat näher heran. »Wie alt bist du?«

Stirnrunzelnd suchte ich in meinem Kopf nach der richtigen Antwort. Hier drin, im Verlies des Königs, verschwammen die Tage zu Wochen zu Monaten zu Jahren ...

Der Mann deutete meine Ratlosigkeit richtig. »Die Frühlings-Tag-undnachtgleiche ist zwei Wochen her«, sagte er.

Ein dumpfer Schmerz machte sich in meiner Brust breit. Fast ein halbes Lebensjahr hatte ich also verloren. »Dann bin ich jetzt siebzehn.«

»Du hast die Soldaten des Königs verbrannt, einige von ihnen schwer«, sagte der Mann. »Aber mithilfe erfahrener Heiler haben sie überlebt.«

»Schade eigentlich«, erwiderte ich, die Stimme so kalt wie der eisüberzogene Boden.

Der Mann sah zu seinem Begleiter. »Seltsam, dass ihr Haar schwarz ist. Die wirklich Begabten haben meist feuerrote Haare.« Er streckte eine Hand durch die Gitterstäbe herein. »Zeig uns dein Handgelenk.«

Ich zog beide Hände an die Brust. »Warum?«

»Wir wollen nur mal schauen.« Seine Stimme war nun weich und warm.

Ohne nachzudenken, hob ich einen Arm, der zerschlissene Ärmel rutschte zurück und gab den Blick auf mein dünnes Handgelenk frei. Der Mann nahm seinem Begleiter die Fackel ab und hielt sie näher ans Gitter, sodass der Lichtschein auf die Ader fiel, die sich wie ein roter Wurm unter meiner Haut wand.

»Siehst du, wie rot sie leuchtet?«, staunte der Mann, während ich meine Hand wieder wegzog. Dann schob er seinen Ärmel hoch, um mir sein Handgelenk zu zeigen, an dem die Ader kaltblau statt rot pulsierte. »Wir wollen dir nichts Böses«, versicherte er mir. »Wir sind gekommen, um dir ein Angebot zu unterbreiten. Wenn du einen Auftrag für uns erfüllst, wirst du dafür deine Freiheit wiedererlangen.«

Das Herz schlug mir bis zum Hals. Das Wort *Freiheit* hallte wie der reine Klang einer Tempelglocke in meinen Ohren. Schon der Gedanke daran war Versuchung pur – frische Luft in die Lunge zu saugen, mir die Haut von der Sonne lieblosen zu lassen, den Wind in den Haaren zu spüren ... Ich erbehte, hin und her gerissen zwischen Sehnsucht und panischer Angst.

Es gibt Schlimmeres, als in einer Gefängniszelle dahinzusiechen.

Ravensburger Bücher

JE *höher* DU STEIGST,
DESTO *tiefer*
WIRST DU FALLEN



Katharine McGee

Beautiful Liars, Band 1: Verbotene Gefühle

Manhattan, 2118: Im Penthouse des höchsten Gebäudes der Welt feiern die Reichen und Schönen eine rauschende Party. Für fünf von ihnen wird nach dieser Nacht nichts mehr so sein wie zuvor. Die wunderschöne Avery, die intrigante Leda, die verführerische Eris, die verzweifelte Rylin, der ehrgeizige Watt – einer von ihnen wird den Abend nicht überleben.

ISBN 978-3-473-40153-6

www.beautifulliaris.de

Ravensburger